

Die Verarbeitung bedrohter Normalität in der Adoption

Hoffmann-Riem, Christa

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoffmann-Riem, C. (1981). Die Verarbeitung bedrohter Normalität in der Adoption. In J. Matthes (Hrsg.), *Lebenswelt und soziale Probleme: Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980* (S. 369-382). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188285>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die Verarbeitung bedrohter Normalität in der Adoption

Christa Hoffmann-Riem

I. Die theoretische Fragestellung der Adoptionsuntersuchung

Adoptiveltern stehen mit ihrer künstlichen Familiengründung außerhalb eines Normalitätsmusters, das – als natürlich gedeutet – einen hohen Rang genießt. Seine unterstellte Natürlichkeit beruht auf einer sich als äußerst fest erweisenden Legitimationsbasis: Da die Natur selbst ihre Vorgaben bietet, bleibt der Prozeß gesellschaftlicher Institutionalisierung weitgehend verdeckt. Das von der Natur Geschaffene wird interpretativ ausgeweitet in Richtung auf die Natürlichkeit der Institution. Mit der Überhöhung zur schlechthin natürlichen Familie gewinnt die biologisch fundierte Familie ihr normatives Potential.

Vor diesem Hintergrund der mit einem hohen Normalitätswert ausgestatteten biologischen Kernfamilie möchte ich das Material aus unserer Adoptionsuntersuchung analysieren. Mich interessiert der Aufbau familialer Wirklichkeit da, wo die Familie nicht – wie René König es bezeichnet hat – die „biologisch-soziale Doppelnatur“¹ aufweist. Dieses Interesse möchte ich bei der Interpretation der Daten in zwei Linien verfolgen: Beginn und fortlaufende Strukturierung der familialen Wirklichkeit ohne biologisch begründete Zusammengehörigkeit werden sich nur aus der Auseinandersetzung mit dem Normalitätsmuster begreifen lassen. Ich nutze also das Abarbeiten am Normalfall, um den Alternativtyp von Familie verständlich zu machen. Gleichzeitig werte ich den Tatbestand, daß die Natürlichkeit der Adoptivfamilie nicht fraglos gegeben ist, als Zugangsmöglichkeit zum Normalfall. Die allgemein von den Gesellschaftsmitgliedern unterstellte Natürlichkeit der biologischen Kernfamilie äußert sich ja gerade darin, daß das fraglos Gegebene, Handlungsleitende und Normalität Schaffende nicht reflektiert wird. Es bleibt unbemerkt und stellt insofern eine Barriere dar für den Sozialforscher, der die für den Aufbau der familialen Wirklichkeit grundlegenden Prozesse der Bedeutungsstrukturierung von Elternschaft und Verwandtschaft durchleuchten möchte. Den Reiz einer Adoptionsforschung sehe ich deshalb auch in ihrer Bedeutung für die Entdeckung des Normalfalls. Was im allgemeinen aufgrund der unbezweifelten Normalität biologischer Familiengründung nicht reflektiert wird, aber dennoch handlungsleitend ist, tritt im abweichenden Fall zum Vorschein.

II. Die Entscheidung für die interpretative Sozialforschung

Ob familiäre Grundstrukturen freigelegt werden können, hängt davon ab, wieviel Chancen ich dem Forschungssubjekt zur autonomen Darstellung seiner Erfahrung einräume. Die besondere familiäre Wirklichkeit jenseits dessen, was den Gesellschaftsmitgliedern als Familie verbürgt erscheint, ist nicht abrufbar nach vorgefassten Kategorien des Sozialforschers. Eine Untersuchung der Adoptivfamilie scheint mir ein Paradebeispiel für die Anwendung methodologischer Überlegungen der „neuen Anthropologie“²: So wie der Kulturanthropologe von jeher durch den drastischen Wechsel des kulturellen Hintergrundes für die Andersartigkeit seiner Forschungsobjekte sensibilisiert ist, orientieren auch manche Soziologen ihre Forschungsarbeit an der Annahme einer prinzipiellen Fremdheit zwischen Forscher und Forschungsobjekt. Die Konstruktion eines gemeinsamen, von allen geteilten Wertsystems scheint ihnen eine simplifizierende Forschungsanleitung, die die Gefahr in sich trägt, daß die Relevanzstrukturen der Betroffenen verfehlt werden.

Mit der Adoptionsuntersuchung habe ich die für die interpretative Forschungsarbeit kennzeichnende Schwerpunktverlagerung von der theoretischen Vorstrukturierung zur theoretisch wenig gesteuerten Felderkundung mitvollzogen. Ich habe mich an das Prinzip der Offenheit gehalten, das besagt, daß die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungsobjekte herausgebildet hat³.

Eine nach dem Prinzip der Offenheit arbeitende Sozialforschung erfordert einen Datentyp, der nur unter Beachtung eines weiteren Prinzips geschaffen werden kann, des Prinzips der Kommunikation. Es besagt, daß der Forscher den Zugang zu bedeutungsstrukturierten Daten im allgemeinen nur gewinnt, wenn er eine Kommunikationsbeziehung mit dem Forschungsobjekt eingeht und dabei das kommunikative Regelsystem des Forschungsobjekts in Geltung läßt.

III. Der Einsatz des narrativen Interviews und die Zusammensetzung des Befragungskreises

Dem Prinzip der Offenheit und dem der Kommunikation scheint mir das narrative Interview in der Konzeption von Fritz Schütze gerechtfertigt⁴. Ich habe deshalb auf dieses in den letzten Jahren mehrfach erprobte Instrument zurückgegriffen, um in einem empirischen Praktikum mit Studenten (1978) den Aufbau familiärer Wirklichkeit aus der Perspektive von Adoptiveltern zu erfassen. Die mit dem narrativen Interview verbundenen Annahmen über die Leistungsfähigkeit des Erzählschemas sollen hier unberücksichtigt bleiben. Ich beschränke mich auf einige Aussagen zur Erhebungssituation.

Unter den Bedingungen einer Lehrforschung in ihrem zeitlich begrenzten Rahmen trat bereits aus pragmatischen Gründen deutlich hervor, daß das Kriterium der Repräsentativität dem der Kommunikationsbereitschaft der Forschungsobjekte nachgeordnet werden müßte. Diese Priorisierung dürfte jedoch auch aus prinzipiellen Gründen für den Einsatz des Instruments Gültigkeit haben; denn die Aktivierung der durchgängig bei den Gesellschaftsmitgliedern unterstellten Erzählkompetenz ist an bestimmte Bedingungen der Kommunikationssituation

gebunden. Das kommunikative Regelsystem des Forschungssubjekts kann nur zur Geltung gebracht werden, wenn beim Erzähler der Verdacht einer Instrumentalisierung vermieden und die Relevanz des Interviews für alltägliche Handlungsabläufe gesichert werden kann.

Nach ersten Felderkundungen war deutlich geworden, daß behördliche Karreien das Zugangsproblem zu Adoptiveltern nicht lösen. Es war zu befürchten, daß die einmal durchlittene Abhängigkeit von bürokratischen Instanzen beim Hinweis auf behördliche Adressenvermittlung wiederbelebt und die Untersuchung im Sinne erneuter Kontrolle registriert würde. Eine Rekapitulation eigenerlebter Erfahrungen nach den jeweiligen handlungsleitenden Akzentsetzungen in der Adoptionsgeschichte schien nur zu erhoffen, wenn die Forschungssubjekte frei von Ängsten einer behördenabhängigen Untersuchung die Bedeutsamkeit einer Teilnahme für sich selbst erarbeiten konnten. Zunächst einmal gelang es, mit dem Hinweis auf mangelnde Einblicke in das Adoptionsgeschehen das Bewußtsein ihres Expertentums bei den Adoptiveltern wachzurufen. Dieses Wissen um die eigene Kompetenz führte vor allem über zwei Linien zu einer Relevanzsetzung der eigenen Forschungsteilnahme: Zunächst einmal bewirkte der Hinweis auf mögliche sozialpraktische Konsequenzen einer Adoptionsuntersuchung, vor allem einer Offenlegung ihrer nach ersten Felderkundungen sichtbar gewordenen Vermittlungsproblematik, daß Adoptiveltern durch das Einbringen ihrer eigenen Erfahrungen zu einer humaneren Adoptionspraxis beitragen wollten. Neben dieser Definition des Interviews als solidarischer Handlung zugunsten künftiger Adoptiveltern setzte sich deutlich ein eigennütziges Interesse durch: Eine wissenschaftliche Analyse wurde als Medium betrachtet, mit dessen Hilfe in der Öffentlichkeit ein breiteres Verständnis für Adoptivfamilien aufgebaut werden könnte. Den Wunsch nach Dokumentation der eigenen Normalität werte ich als mindestens genauso wichtige Grundlage der Kommunikationsbereitschaft wie die durch die Erfahrung eigener Leiden ermöglichte Rollenübernahme für künftige Adoptiveltern.

Der Zugang zu Interviewpartnern wurde in 15 Fällen über Gesprächskreise für Adoptiveltern hergestellt, wie sie im Rahmen staatlicher oder kirchlicher Elternschulen angeboten werden. Ich hatte selbst über mehrere Monate an einem solchen Gesprächskreis teilgenommen. Da in dieser Stichprobenhälfte eine Massierung bei relativ jungen und früh vermittelten Kindern vorlag, erfolgte die Zuwahl von Adoptiveltern unter dem Aspekt, wie diese Einseitigkeit hinsichtlich Aufnahmealter und Adoptionsdauer ausgeglichen werden könnte. Die hier ausgewählten Adoptiveltern gehören in die Kategorie der Bekannten von Bekannten bzw. der Bekannten von Adoptiveltern⁵.

Die 30 Interviews wurden in der Regel von zwei Interviewern mit dem Elternpaar durchgeführt. Die erzählgenerierende Frage setzte da an, wo der tabuierte Kernbereich der Ehe nicht mehr berührt war, d.h. nicht beim Adoptionsentschluß und seiner Vorgeschichte, sondern beim Vermittlungsprozeß. Das Ansetzen auf der zweiten Stufe führte dazu, daß die Forschungssubjekte von sich aus – ohne jede Interviewsteuerung – den Anfang der Ereigniskette in das Interview einholten und so die Vollständigkeit ihrer Geschichte herstellten.

IV. Der Wunsch nach dem Kind

Unter dem Vorzeichen, daß die Bundesrepublik mit ihrer Geburtenrate an letzter Stelle in der Welt dasteht, gewinnen die narrativen Interviews mit Adoptiveltern einen besonderen Reiz; denn sie dokumentieren den hohen Stellenwert des Kindes im Entwurf der Erwachsenenrolle. Der Angelpunkt fast aller Adoptionsgeschichten ist die Aussage: „Wir wollten ein Kind“. Bedenkt man, welche Konsequenzen dieser Wunsch im Fall der Adoption auslöst und welche „Inszenierung“ die Familiengründung erfordert, dann richtet sich die Aufmerksamkeit besonders deutlich auf die Begründungslosigkeit der prokreativen Aussage. Der Satz scheint vom Erzähler als keiner Begründung bedürftig eingestuft zu werden.

Die dem Entschluß zur Adoption vorangestellte Ehe- und Motivgeschichte ist in Sequenzen gegliedert. Unter dem Normalitätsaspekt lassen sie sich kennzeichnen als Entwicklung vom Normalitätsmuster über die Abweichung hin zum Versuch neuer Normalitätsherstellung.

Die Ehe wird fast immer unter dem Aspekt der Familiengründung eingegangen. Die Realisierung des Kinderwunsches wird jedoch – wie in der Gesellschaft üblich – zurückgestellt, bis die Aufbauphase des Haushalts abgeschlossen ist. Solange eine Empfängnis vermieden wird, erlebt sich das Ehepaar im Rahmen des institutionell vorgegebenen Musters des Familienzyklus. Der nicht oder nur wenig bezweifelte Glaube an die Handlungsautonomie im Bereich der Reproduktion läßt die Ehe auch in der Prospektive als mit dem eigenen Normalitätsentwurf übereinstimmend erscheinen. Die motivationale Verankerung des Kinderwunsches scheint geradezu ihre Eindeutigkeit im Fehlen jeden Zweifels in die eigenen Handlungsmöglichkeiten zu finden. Damit ist aber auch das Krisenpotential für jene schätzungsweise 10 % der Ehen vorgezeichnet, die in unserer Gesellschaft unfreiwillig kinderlos bleiben.

Die Bestimmung des Übergangs von der Aufbauphase zur Realisierung der Familiengründung ist der Schritt, der das Ehepaar in der Folgezeit immer weiter vom Normalitätsmuster abtreiben läßt. Die Ablaufform dieser biographischen „Entnormalisierung“ fängt mit ersten Ahnungen an. Bei einem bestimmten Niveau der Befürchtungen beginnt die Suche nach medizinischer Hilfe zur Realisierung des Plans, der einmal als autonom realisierbar gedacht war. Das Erleiden der medizinischen Prozeduren als möglicher Rettung oder Vernichtung des Biographieentwurfs schlägt sich in vielen Erzählungen nieder: Eine Folge von knappen, überwiegend temporal verknüpften Sätzen vermittelt etwas von dem Gehetztsein des Betroffenen⁶, vor allem der von Sterilität betroffenen Frau, und das ist die Mehrzahl der Fälle.

Ich möchte dieses verzweifelte Ausschöpfen aller Möglichkeiten für einen Augenblick mit Thesen zur Evolutionsgeschichte der Familie in Verbindung bringen. Alle Spekulationen über den familialen Institutionalisierungsprozeß gehen von der Mutter-Kind-Dyade als „irreduktiblen Kern aller Familienformen“⁷ aus. Das Wissen darum, daß in Mutter und Kind „das gleiche Blut pulsiert“, oder – wie Tyrell es nennt – „die archaische Entdeckung der Verwandtschaft“⁸ bildet die Grundlage jenes interpretativen Prozesses, in dem Mutter und Kind als einander dauerhaft zugehörig betrachtet werden. Mit der Erweiterung des Gedankens genealogischer Zusammengehörigkeit auch auf die Geschwister und später auf die Vater-Kind-Beziehung war die Institutionalisierung der Familie in ihren Grundstrukturen abgeschlossen. Über die Sozialisierung zum generativen Verhalten als kul-

tureller Überformung natürlicher, triebbestimmter Vorgaben konnte die menschliche Schöpfung Familie ständig neu verwirklicht werden⁹.

Der Selbstverständlichkeitscharakter dieses Aufbaus von Familie führte dazu, daß das Prinzip des Zusammenlebens von Eltern mit ihren leiblichen Kindern, das Filiationsprinzip, praktiziert wurde, aber in der bewußten Wahrnehmung verblaßte¹⁰. Ich möchte nun behaupten, daß die narrativen Interviews mit Adoptiveltern mehr über die Geltung von Verwandtschaft als „Identität von Fleisch und Blut“¹¹ zum Ausdruck bringen, als der bewußten Wahrnehmung von Eltern im Rahmen des Normalitätsmusters zugänglich ist. Ich erweitere deshalb die Betrachtung über die 30 Adoptiveltern hinaus und unterstelle, daß der Sonderfall Adoption Indikatorfunktion hat für den Normalfall. Der Wunsch nach Familiengründung als genealogischer Zusammengehörigkeit tritt erst in aller Deutlichkeit hervor, wenn der Realisierung des Kinderwunsches Schwierigkeiten entgegenstehen. Erst die Einsicht in die fehlende Handlungsautonomie und der dadurch ausgelöste Leidensdruck lassen zu Tage treten, wie sehr die Institutionalisierung der biologisch begründeten Familie gelungen und im Normalitätsentwurf von Erwachsenen verankert ist.

Nach dieser indirekten Erschließung des Normalfalls über den abweichenden Fall wende ich mich der letzten Sequenz der Ehe- und Motivgeschichte zu, dem Adoptionsentschluß. Die Verlaufskurve weg vom Normalitätsmuster erreicht nach der ärztlichen Besiegelung der Unwahrscheinlichkeit oder – seltener – der Unmöglichkeit einer Geburt einen Transformationspunkt. Am Ende der ereignisdichten Satzfolge, die das verzweifte Ausschöpfen aller Möglichkeiten reflektiert, zeichnet sich der Umschlag vom Getriebensein zu einer neuen Handlungsinitiative ab: „Und dann haben wir uns gesagt: dann adoptieren wir eben ein Kind“.

Dieser Durchbruch zur alternativen Familiengründung wird mehrmals als „ganz kurzer Entschluß“ dargestellt, der – einmal getroffen – von jener Selbstverständlichkeit umgeben wird, die auch den Wunsch nach dem leiblichen Kind kennzeichnete. Mit Sätzen wie: „Es blieb nur noch die Adoption“ wird Kinderlosigkeit als Möglichkeit ausgeblendet und dem Adoptionsentschluß eine Zwangsläufigkeit zugeschrieben, die ihn in vielen Fällen als keiner Begründung bedürftig erscheinen läßt¹². Diese in den Interviews mehrmals bekundete Kürze und Fraglosigkeit des Adoptionsentschlusses werte ich als einen Schritt, mit dem Adoptiveltern vor sich und anderen die neu erreichte relative Natürlichkeit der Alternative darstellen.

V. Die Aufnahme des Kindes: von der Fremdheit zur Vertrautheit oder: vom Außergewöhnlichen zur Normalität

Die Erwartung der künstlichen Statuspassage löst bei den Adoptionsbewerbern Befürchtungen aus, die nicht nur die Adoption, sondern spiegelbildlich dazu die biologische Familiengründung beleuchten. Die eigene Erfahrung als prospektive Adoptiveltern wird aus dem Vergleich mit dem Normalfall strukturiert. „Kann ich ein fremdes Kind liebhaben?“ – diese mehrfach erwähnte bange Frage vor Aufnahme des Kindes signalisiert, wie die Adoptionsbewerber mit dem Fehlen des Filiationsprinzips eine für Familie konstitutive Qualität bedroht sehen, die emotionale Bindung¹³. Erst im Augenblick der Bedrohung einer als Norm erlebten affektiven Bindung wird deutlich, wie sehr Familie als emotionale Zusammen-

gehörigkeit typisiert wird¹⁴. Solange das Filiationsprinzip gesichert ist, scheint die emotionale Bindung einem gewissen Automatismus unterstellt und nicht länger reflektiert zu werden. Erst sein Fehlen löst die Frage aus, ob beide als konstitutiv für Familie erlebten Merkmale, Verwandtschaft und Liebe, miteinander verbunden sein müssen oder ob die Konstitution von Familie als emotionaler Zusammengehörigkeit auch im Fall der sozial konstruierten Adoptivfamilie möglich ist. Die Hoffnung auf den verminderten Stellenwert des Filiationsprinzips muß dabei von Individuen geleistet werden, die selbst – nach dem Befragungskreis zu urteilen – in der überwiegenden Mehrheit der Fälle das Filiationsprinzip als Norm der Familiengründung in ihrem Biographieentwurf verankert hatten. Ich möchte nun der Frage nachgehen, wie Adoptiveltern nach der Aufnahme des Kindes die Fremdheitsthematik¹⁵ verarbeiten.

1. Die Fremdheitsverarbeitung bei dem jungen Säugling (bei der Aufnahme jünger als ein halbes Jahr)

Die narrativen Interviews mit Adoptiveltern bringen vielfache Belege dafür, wie das „kleine“ und „hilfsbedürftige“¹⁶ Wesen eine Zuwendung auslöst, die nicht bereits durch die Erfahrung von Verwandtschaft vorbereitet ist. Der vor dem ersten Kontakt zum Kind gehegte Zweifel an der eigenen Liebesfähigkeit beginnt sich aufzulösen angesichts des Kleinen und Hilfsbedürftigen.

Adoptivmutter: er war einfach so klein und so und so hilfsbedürftig, daß man automatisch die Zuwendung (aufbringt?), und das geht dann so .. sofort, ne,.....

Auch wenn dieser Prozeß nicht automatisch verläuft, wird doch in der Mehrzahl der Fälle das in Gang gesetzt, was Adoptiveltern als konstitutiv für ihre Familie einstufen, der emotionale Beziehungsaufbau. Die Erzählungen zum Anfang der gemeinsamen Geschichte mit dem Kind reflektieren die Selbsttypisierung als werdende Familie, indem sie niemals nur das Kind an sich darstellen („er kam dann zu uns, er schlief zuerst sehr viel, er wurde kräftiger“), vielmehr steuert jede Sequenz der Anfangserzählung auf eine Beziehungsaussage zu: „Und dann entwickelte sich bei mir sehr schnell eine intensive Beziehung zum Kind“.

Dieser für die Adoptiveltern selbst nur diffus aus dem ständigen Umgang mit dem Kind erklärbare Prozeß bedeutet die Erreichung eines Ziels, die Erfüllung einer mit Familie verbundenen Norm. Die Struktur der Erzählung macht nun aber deutlich, daß die Erfahrungen von Adoptiveltern mit der Wahrnehmung emotionaler Verbundenheit noch nicht in letzter Vollendung befriedigend organisiert sind. Auf die Kernaussage zur Beziehungsstruktur folgt eine weitere Kernaussage mit Orientierungsfunktion für jeden, der den Normalfall von Familie als Typisierungsschema heranzieht. Immer wieder heißt es über das früh aufgenommene Kind: „Es ist wie das eigene Kind“.

Erst mit dieser zweiten Kernaussage wird der Normalfall eingeholt. Der Sonderstatus Adoption scheint keine auf den eigenen Rahmen beschränkte Beziehungsaussage zu erlauben, ohne daß die Gefahr von Mißverständnissen auftauchte. Nach der konformen Verarbeitungsstrategie der Adoptiveltern zu urteilen, bedarf der abweichende Fall um klarer Maßstäbe willen der Rahmung¹⁷ durch den Normalfall. „Es ist wie das eigene Kind“ – mit dieser Aussage stellen Adoptiveltern für sich und andere erkennbar die erreichte Normalität dar.

Diese Normalität wird erfahren und nicht länger reflektiert. Das Schwinden der intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Sonderstatus wird von einigen Adoptiveltern geradezu als Dokument dafür gewertet, daß inzwischen ein selbstverständlicher Alltag als Familie möglich wurde („Ich mache mir überhaupt keine Gedanken mehr“). Die Fremdheit des Kindes ist in der Weise überwunden, daß sich um seine Zugehörigkeit zur Familie eine neue Fraglosigkeit oder – um mit Alfred Schütz zu sprechen – eine neue „natürliche Einstellung“¹⁸ gebildet hat.

Die allein schon durch die physische Abhängigkeit des Säuglings bedingte Interaktionsdichte zwischen Adoptiveltern und -kind führt dazu, daß das Kind in der Phase äußerster Offenheit und Prägungsbedürftigkeit zu dem Wesen gemacht wird, das als vertraut erscheint; denn sein körperliches Wachsen wie auch seine Ansätze zur Kommunikation tragen die Spuren elterlichen Handelns. Sozialisationschancen, die in der Nähe des Nullpunkts der Persönlichkeitsentwicklung ansetzen können, scheinen sehr bald bei den Adoptiveltern den Eindruck einer weitgehenden Irrelevanz des Filiationsprinzips für eine emotionale Bindung zu erwecken. Schwangerschaft und Geburt als verbindende Erfahrung scheinen – nach den Erzählungen zu urteilen – verzichtbar, wenn die Adoptiveltern die Formbarkeit des Kindes in seiner formbarsten Phase, dem „extrauterinen Frühjahr“¹⁹, nutzen und die biologische Fremdheit durch soziale Vertrautheit überlagern können.

2. Die Fremdheitsverarbeitung bei dem älteren Kind (bei der Aufnahme 3 – 6 Jahre)

Im Gegensatz zu dieser relativ glatten Normalisierung bewegen sich Adoptiveltern nach der Aufnahme eines älteren Kindes eventuell mehrere Jahre lang in einem Bereich, der noch nicht die Züge von Familie trägt, weil die auch emotional begründete Zusammengehörigkeit sich nur mühsam einstellt.

Immer wieder heißt es in den Interviews über das ältere Kind am Anfang seiner Adoptivfamiliengeschichte: „Es war ja schon eine kleine Persönlichkeit“. Diese kleine Persönlichkeit symbolisiert mit all ihren bereits erfolgten Prägungen die fremden Welten, aus denen sie kommt. Ich kann an dieser Stelle auf die beiderseitigen Probleme der Vertrautheitsherstellung nicht eingehen. Ich möchte nur ein Fazit ziehen. Die Schwierigkeiten beim Aufbau familialer Wirklichkeit ohne Filiationsprinzip und ohne gemeinsame frühkindliche Sozialisationsgeschichte legen die These nahe, daß mit den Bedingungen für die „gesunde“ Persönlichkeitsentwicklung, wie sie etwa im Modell der psychosozialen Entwicklung von Erikson beschrieben werden²⁰, auch die Bedingungen für die „gesunde“ Familie als emotionale Verbundenheit erfaßt sind. Ein solches Modell müßte in zwei Richtungen zu lesen sein: Nicht nur das Kind muß bestimmte interaktive Leistungen erfahren, sondern die Eltern müssen sie um der Herstellung familialer Vertrautheit willen erbringen²¹. Nicht nur das Kind bedarf weiterer Handlungsdifferenzierungen, sondern die Eltern sind auf deren Steuerung oder Nachvollzug angewiesen, um die erweiteren Aktionsmöglichkeiten des Kindes in ihr Orientierungswissen einordnen zu können und als relativ vorhersehbar zu erfahren. Je mehr Entwicklungsstufen des Kindes vor der gemeinsamen Zeit der Adoptivfamilie liegen, desto mehr klaffen die Relevanzsysteme von Adoptiveltern und -kind auseinander, so daß die Normalitätsherstellung als voraussetzungsvolle interaktive Leistung zumindest längerfristig bedroht ist.

VI. Mit der künstlichen Statuspassage leben: die Strukturierung des Bewußtheitskontexts

Auch wenn mit der Erfahrung von Emotionalität der Normalfall an einem für Familie konstitutiven Punkt eingeholt wird, bleiben einige mit der Andersartigkeit der Adoptivfamilie verbundene Probleme, die die jeweils erreichte Normalität als labiles Gleichgewicht erscheinen lassen. Die strukturelle Besonderheit dieses Familientyps erfordert nicht allein ihre interpretative Verarbeitung durch die Adoptiveltern im Hinblick auf sich selbst und ihre Identität als Eltern, vielmehr stellt sich auch das Problem, wie die Andersartigkeit in ihrer Relevanz für Interaktionsbeziehungen eingestuft werden soll. Viele Überlegungen deshalb um die Frage: Wen „geht“ die Art der Familiengründung etwas „an“? oder anders gesagt: Wer soll die Künstlichkeit der Statuspassage erfahren?

Daß Adoptiveltern so stark mit Fragen der Informationspolitik beschäftigt sind, hängt damit zusammen, daß die soziale Einheit von Eltern und Kind nach allen in unserer Gesellschaft verfügbaren „Regeln der Mitgliedschaftskategorisierung“²² als Familie in der Normalformerwartung von biologisch begründeter Familie gedeutet wird (sieht man einmal von farbigen Kindern ab). In einer Gesellschaft, in der nur etwa 0,7 % der Kinder Fremdoptionen sind, entstehen wenig Zweifel an der biologischen Zusammengehörigkeit des sozialen Gebildes von Eltern und Kind. Mit anderen Worten: Die Adoptivfamilie wird – um einen Begriff von Goffman aufzugreifen – „im primären Rahmen“²³ von Familie kategorisiert. Das Problem der Informationsvermittlung spitzt sich damit in vielen Situationen für Adoptiveltern auf die Frage zu: Soll ich an dem Schein von „natürlicher Familie“ partizipieren oder ihn auflösen?

Die Steuerung der Wissensvermittlung um eine potentiell bedrohliche Nachricht möchte ich mit Barney Glaser und Anselm Strauss als Strukturierung des Bewußtheitskontexts²⁴ bezeichnen. Dieser zunächst zur Analyse von Beobachtungen an sterbenden Patienten entwickelte Begriff – es ging um die Verheimlichung oder Offenlegung der Todesnachricht – scheint mir geeignet, die interaktive Thematisierung des eigenen Sonderstatus durch eine vom Normalfall abweichende Gruppe zu erfassen. Je nach der Art des Interaktionspartners möchte ich die Strukturierung des Bewußtheitskontexts auf drei Ebenen verfolgen.

1. Die Strukturierung des Bewußtheitskontexts gegenüber Interaktionspartnern außerhalb der Kernfamilie

Die Interviews bieten einige Anhaltspunkte dafür, daß der Trend von der Präferenz für den geschlossenen Bewußtheitskontext zu seiner Offenlegung verläuft. Ordnet man die Interviews nach dem Kalenderjahr der Aufnahme des Kindes, wird zunehmend das Bemühen deutlich, mit dem Wissen anderer um die Art der Statuspassage den eigenen Sonderstatus zu bewältigen und ihn auch für andere zu einer neuen Selbstverständlichkeit werden zu lassen. Im historischen Ablauf dieses Prozesses scheinen wir inzwischen an dem Punkt angekommen zu sein, wo die für das familiäre Alltagsleben signifikanten Anderen die Nachricht erfahren. Die prospektiven Großeltern werden in den Plan eingeweiht, auch andere Verwandte. Unbestritten ist die Bedeutung der Mitteilung für Freunde, während bereits da, wo Nachbarn in einen offenen Bewußtheitskontext einbezogen werden, häufig der Hinweis

auf gewisse Zwänge zur Offenlegung erfolgt, da die hier fehlende Sichtbarkeit der biologischen Statuspassage zu einer Erklärung herausfordert.

Während die Verhinderung einer falschen Typisierung als „natürliche“ Familie allmählich zumindest in der Kommunikation mit signifikanten Anderen zur Handlungsmaxime wird, scheint die Interaktion mit flüchtig Bekannten oder Fremden weithin als Dilemma erlebt zu werden. Die mit zunehmender Anonymität des anderen entstehenden Probleme hängen mit der als prekär erfahrenen Reziprozitätsherstellung zusammen. Flüchtige Kontakte sind definiert als solche, die an der Peripherie der eigenen Biographiebewältigung bleiben. Die von einer anderen Mutter beim Blick in den Kinderwagen gestellte Frage: „Wie war denn Ihre Schwangerschaft?“ erfordert zu ihrer Beantwortung nicht allein die Aufdeckung einer Täuschung – schon dieser Akt könnte Verlegenheit auf beiden Seiten auslösen. Vielmehr wäre zur gleichrangigen Anerkennung der Adoptivmutter-Kind-Beziehung eine umfassendere Teilnahme an der Adoptionsgeschichte erforderlich, angefangen mit dem durch die Sterilität der Ehe ausgelösten Adoptionsentschluß bis zur gelungenen Herstellung von Emotionalität. Die durch eine solche harmlos gemeinte Frage verwirrte Adoptivmutter wird davon ausgehen, daß die von ihr selbst in einer bestimmten Phase der Adoptionsgeschichte gehegten Zweifel an der Fremdheitsüberwindung aller Wahrscheinlichkeit nach auch von der anderen Mutter gehegt werden und die Abwertung der von ihr selbst als gleichwertig erlebten Mutter-Kind-Beziehung auslösen. Sie wird befürchten, daß die andere Frau den offenen Hinweis auf den Adoptivstatus in ihrer begrenzten Fähigkeit zur Rollenübernahme als Distanzierung der Adoptivmutter von ihrem Kind deuten könnte, so daß ihre Ehrlichkeit unter Berücksichtigung der Metaperspektive mit Schuldgefühlen gegenüber dem Kind bezahlt würde.

Das mit der unvollständigen Reziprozitätsherstellung verbundene Dilemma wird in vielen Interviews angesprochen, vor allem da, wo die Aufnahme des Kindes noch nicht allzu lange zurückliegt, und die Lösung lautet zum Beispiel:

Adoptivmutter: ich wollte natürlich auch nicht jeder wildfremden anderen Mutter auf die Nase binden, daß das nun unser Adoptivkind ist

Die Strukturierung des Bewußtheitskontexts reflektiert die Antizipationen, die Adoptiveltern im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Normalitätseinstufung vornehmen. Die Praxis des geschlossenen Bewußtheitskontexts geht auf die Unterstellung zurück, daß die Anerkennung als normale Familie bei offenem Bewußtheitskontext ausgeschlossen sei. Von daher bleibt als Strategie der Normalitätsherstellung nur die Möglichkeit, am Schein von Normalität zu partizipieren. Diese Strategie der Normalisierung, als ob man die „natürliche Familie“ wäre – kurz: die „Normalisierung als ob“ – ist jedoch nicht geeignet, die Reziprozität der Perspektiven um die Adoption herzustellen; denn die Kompetenz des anderen zur Rollenübernahme kann bei der Strukturierung eines geschlossenen Bewußtheitskontexts nicht aufgebaut werden.

Der Zusammenhang zwischen der Strukturierung des Bewußtheitskontexts und der von anderen geleisteten Normalitätseinstufung kommt im Fall des offenen Bewußtheitskontexts darin zum Ausdruck, daß mit der Erfahrung von Empathieleistungen durch die signifikanten Anderen die Basis für eine Erweiterung des offenen Bewußtheitskontexts gelegt wird, während gleichzeitig mit der Kommunikation über den Sonderstatus für andere die Chance einer Reziprozitätsherstellung

mit entsprechender Normalitätseinstufung steigt. Im Gegensatz zur „Normalisierung als ob“ bezeichne ich diese Strategie der Normalitätsherstellung bei deutlich artikulierter Differenzierung des eigenen Familientyps als „Normalisierung eigener Art“. Je mehr die „Normalisierung eigener Art“ zur Geltung gelangen wird, desto weniger werden sich Adoptiveltern langfristig dem Dilemma um Schein oder Wahrheit ausgeliefert sehen, weil sie selbst an der Veränderung der Platzierungsbedingungen für Adoptivfamilien mitarbeiten.

2. Die Strukturierung des Bewußtheitskontexts gegenüber dem Adoptivkind

Die familieninterne Normalitätsherstellung erfordert von Adoptiveltern auch eine Entscheidung darüber, welcher Stellenwert dem Wissen des Kindes um die eigene Herkunft beigemessen werden soll. Im Gegensatz zur nach außen gerichteten Strukturierung des Bewußtheitskontexts stellen sich jedoch hier Probleme einer anderen Tiefenschicht: Es geht um die Relevanz der biologischen Eltern.

Im Rückgriff auf Königs Begriff der „biologisch-sozialen Doppelnatur“ möchte ich die Adoptivfamilie kennzeichnen als Familie sozialer Natur mit doppelter Elternschaft, der sozialen Elternschaft und – wie auch immer im Hintergrund der familialen Wirklichkeit – der biologischen Elternschaft. Diese strukturelle Besonderheit birgt den Konflikt um die echte, die authentische Elternschaft. Noch vor etwa 15 Jahren scheinen Adoptiveltern in großer Zahl der Rivalität um die authentische Elternschaft durch einen geschlossenen Bewußtheitskontext aus dem Weg gegangen zu sein. Nach den jüngeren Beispielen zu urteilen, setzt sich jedoch der Trend zur Aufdeckung des Adoptionsstatus durch: „Wir wollten unser Kind nicht mit einer Lüge aufwachsen lassen“.

Die in Stufen erfolgende Öffnung des Bewußtheitskontexts beginnt häufig mit der Frage des etwa dreijährigen Kindes an die Adoptivmutter: „War ich auch in Deinem Bauch?“ Zur Erleichterung der Adoptivmutter nimmt das Kind – von ganz wenigen dramatischen Ausnahmen abgesehen – die verneinende Antwort „Das ging leider nicht, Du warst in dem Bauch einer anderen Frau“ mit Gelassenheit hin und geht zum nächsten Punkt der Tagesordnung über. Die Nachricht von der „anderen Frau“ arbeitet jedoch in dem Kind weiter. Es folgen Fragen, die etwa im Alter von fünf oder sechs Jahren einen neuen Stand der kognitiven Verarbeitung familialer Zusammenhänge aufweisen können und mit Irritation von den meisten Adoptiveltern erfahren werden: „Wo ist meine Mutter?“ oder: „Wer ist meine Mutter?“

Diese häufig vom Kind selbst eingeführte Terminologie „meine Mutter“ kollidiert mit der weithin von Adoptiveltern getroffenen Sprachregelung, die zur Vermeidung von Konfusion um die doppelte Elternschaft zwischen „der anderen Frau“ und „der Mutter“ unterscheidet. Nur wenige Beispiele lassen sich dafür anführen, wie Adoptiveltern die vom Kind ausgehende Zuschreibung von Mutterqualität an „die andere Frau“ als Signal zur Revision der eigenen Terminologie aufgreifen.

Adoptivmutter: die hat mich ja korrigiert als Fünfjährige, und zwar hab' ich immer, so idiotisch wie man ist, ich hab' immer gesagt „die andere Frau“. (Lachend) Eines Tages, ich seh' sie noch in der Küche stehen, da sagt sie zu mir: „Ich habe eine richtige Mutter“. Das hat mir dann auch erst mal wie'n Hammer auf den Kopf geklopft. Und da hab ich gesagt: „Wieso, bin ich denn 'ne falsche?“ Und da guckt sie mich an und grinst so hinterhältig und sagt: "Ne, so eine wie aus Hänsel und Gretel, ne, das bist du nicht“.

Adoptivvater:dann haben wir immer vermieden /eh/ von zwei Müttern zu reden.....

Adoptivmutter: Das hat aber alles gar nichts genützt. Sie spricht trotzdem von/eh/ der einen Mutter und der anderen Mutter und .. also *sie* hat von vornherein sich da ihr eigenes Bild von dieser Mutter gemacht, nicht.

In einem anderen Interview wird als Redeerwähnung in bezug auf das sechs- oder siebenjährige Adoptivkind dargestellt:

Adoptivkind: Ihr könnt ruhig sagen, das sind, das ist die Frau, die mich im Bauch gehabt hat, oder, oder der Mann, aber für mich sind das Eltern.

Die Qual der eigenen Erarbeitung des Wissens um die doppelte Elternschaft wird im folgenden Beispiel für ein elfjähriges Mädchen beschrieben.

Adoptivmutter: der große Knall kam im letzten Jahr... und da plötzlich.. da wurde sie aggressiv und kriegte eine Trotzphase, also, wir wußten weder aus noch ein. Sie stand mit geballten Fäusten vor mir, und sie schrie mich an: „Ich hasse Dich!“..... Bis es dann ganz plötzlich aus ihr herausbrach: „Ich habe zwei Eltern!“

An diesen Äußerungen ist der gegenwärtig erreichte Stand der Öffnung des Bewußtheitskontexts ablesbar: Die Öffnung wird im Hinblick auf das biologische Faktum gewagt; die Reduktion „der anderen Eltern“ auf Erzeuger und Gebärer bedeutet, daß sie quasi als Ausgang der Adoptionsgeschichte anerkannt werden, als Menschen mit einer auf einen vergangenen Zeitpunkt bezogenen Elternqualität, daß sie jedoch in ihrer aktuellen, über Jahre hinweg anhaltenden Bedeutung für die Identitätsbildung des Kindes nicht wahrgenommen werden. Viele Erzählungen dokumentieren, wie die biologischen Eltern als heute noch existierende Personen für Adoptiveltern schwer thematisierbar sind, weil sie die eigene authentische Elternschaft in Frage stellen. Auch wenn gegenüber dem Adoptivkind die reine Form der „Normalisierung als ob“ – nach dem Befragungskreis zu urteilen – nicht auftaucht, da zumindest die biologische Andersartigkeit offengelegt wird, scheint die „Normalisierung eigener Art“ als Bewältigung des Problems doppelter Elternschaft noch so begrenzt, daß sie mit den Bedingungen für eine erfolgreiche Identitätsfindung des Adoptivkindes kollidiert.

Die hartnäckige Frage des älteren Adoptivkindes zunächst nach seiner Mutter, später auch nach seinem Vater, die Pläne zum Aufsuchen der leiblichen Eltern und – in einem Fall – deren Realisierung, diese Vorgänge bieten Anhaltspunkte dafür, welches Gewicht dem Wissen um die eigene Herkunft zukommt. Die Ergebnisse der Untersuchung fügen sich ein in die Erkenntnisse, die in den USA im Bereich der Adoption im Anschluß an Eriksons Arbeiten zur „psychohistorischen Dimension der Identitätsbildung“²⁵ gewonnen wurden. Im Glauben an die Machbarkeit der Adoptivfamilie, „als ob“ sie die natürliche Familie wäre, ist das Bedürfnis nach dem Wissen um den eigenen Ursprung lange Zeit übersehen worden. Die Neugier des Adoptivkindes im Hinblick auf seine leiblichen Eltern bringt erneut die Bedeutung von Blutsverwandtschaft zur Geltung, und zwar in einer Phase des Familienlebens, in der die Adoptiveltern häufig ihr eigenes Leiden an der Kinderlosigkeit, ihre eigene Trauer um die nicht erreichbare genealogisch zusammengehörige Familie verdrängt haben. In dieser phasenverschobenen Auseinandersetzung mit dem Komplex genealogischer Zusammengehörigkeit scheint mir ein Teil der spezifisch adoptivfamilialen Konflikte zu liegen. Die Frage nach der eigenen

Mutter verletzt die inzwischen aufgebaute relative Natürlichkeit der Adoptivfamilie, so lange die Bewältigung der doppelten Elternschaft durch Verdrängen der aktuell relevanten biologischen Eltern nur partiell gelingt.

3. Die Strukturierung des Bewußtheitskontexts gegenüber sich selbst

Ich möchte hier kurz andeuten, daß die Strukturierung des Bewußtheitskontexts noch auf einer dritten Ebene verfolgt werden kann, nämlich da, wo Adoptiveltern mit sich selbst interagieren. An einigen Interviews läßt sich beobachten, wie Adoptiveltern das selbstverständlich vorhandene Wissen um den Adoptivstatus zu verdrängen suchen. Die Fülle der Äußerungen wie „das Kind ist wie das leibliche Kind“, „ich bin mir dessen gar nicht mehr bewußt, daß es ein Adoptivkind ist“ läßt sich schwer danach differenzieren, wo lediglich die neu entwickelten Selbstverständlichkeit um die familiäre Zusammengehörigkeit angesprochen wird und wo die Schließung des Bewußtheitskontexts gegenüber sich selbst beginnt. Die Anwendbarkeit des Begriffs Bewußtheitskontext auch für diesen Bereich muß noch erkundet werden. Deshalb soll hier ein Hinweis genügen.

4. Die Interdependenz der Strukturierung der Bewußtheitskontexte gegenüber den verschiedenen Interaktionspartnern

Die bisher je nach dem Interaktionspartner getrennt behandelten Strategien der Normalisierung lassen sich für den Einzelfall zu einer Gesamtstrategie zusammenfassen. Die Konsistenz der Strukturierung der verschiedenen Bewußtheitskontexte ergibt sich aus der bei anderen Gesellschaftsmitgliedern antizipierten Normalitätseinstufung des Sondertyps von Familie. Wer am Schein von Normalität partizipieren möchte, weil ihm die Normalitätsschreibung für den abweichenden Fall undenkbar ist, wird gegenüber anderen, dem Adoptivkind und sich selbst auf die Wahrnehmung der Familie im „primären Rahmen“ hinarbeiten. Wer die Selbsttypisierung als andersartig wagt in der Annahme, daß allein sie der strukturellen Besonderheit der Adoptivfamilie gerecht wird, wird die von ihm selbst gesehene Legitimität der eigenen Differenzierung in die Kommunikation mit dem Kind und mit anderen einbringen und auch bei einer Transformation des Rahmens die Normalitätsherstellung für möglich halten.

Die beiden Typen der „Normalisierung als ob“ und der „Normalisierung eigener Art“ als Gesamtstrategien ermöglichen eine grobe Einordnung der Interviews auf einer als Kontinuum gedachten Linie. Die älteren Fälle des Befragungskreises würden dem Typ der „Normalisierung als ob“ näher kommen als die Beispiele der letzten Jahre; die Unterschicht und untere Mittelschicht wären stärker der „Normalisierung als ob“ verhaftet als die mittlere und obere Mittelschicht. Ginge man in einer Art Kohortenanalyse über die Stichprobe hinaus, ließe sich aller Wahrscheinlichkeit nach feststellen, daß in unserer Gesellschaft in diesem Jahrhundert die Beziehung zwischen Sonderfall und Normalfall überwiegend über die „Normalisierung als ob“ geregelt würde. Für die Zukunft dürfte eine fortschreitende Verlagerung zur „Normalisierung eigener Art“ zu erwarten sein, bei der der Mut zur Differenzierung und die Erfahrung von Normalitätsherstellung sich wechselseitig verstärken.

Ich sehe gewisse Möglichkeiten für eine generellere Verwendung der am Objektbereich Adoption gewonnenen Typenbildung und eventuell auch für eine Generali-

sierung der These vom Entwicklungsverlauf, von der „Normalisierung als ob“ zur „Normalisierung eigener Art“. Wenn – um nur ein Beispiel zu nennen – Homosexuelle nach der Strategie des Verschweigens zur „Schwulen-Demo“ oder zum „Schwulen-Kongreß“ übergehen, wird damit der Wechsel vom geschlossenen zum offenen Bewußtheitskontext, von der „Normalisierung als ob“ zur „Normalisierung eigener Art“ signalisiert. In beiden Fällen, der Adoption wie der Homosexualität, wird deutlich, wie zwar die Bandbreite des Normalen erweitert wird, ohne daß jedoch der Sonderfall die normative Geltung des Normalfalls erreichen würde. Diese im Laufe der Zeit mehr und mehr als „auch normal“ typisierten Bereiche neben dem normativ abgesicherten Normalfall müßten in einer Theorie gesellschaftlicher Differenzierung in weitere Zusammenhänge eingeordnet werden.

Anmerkungen

- 1 René König, Materialien zur Soziologie der Familie, Bern 1946, S. 66.
- 2 Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Kommunikative Sozialforschung, München 1976, S. 15.
- 3 Vgl. Christa Hoffmann-Riem, Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – der Datengewinn –, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32, 1980, H. 2, S. 343 ff.
- 4 Vgl. Fritz Schütze, Die Technik des narrativen Interviews, Manuskript Bielefeld 1977; vgl. auch Fritz Schütze, Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976), S. 159-260.
- 5 Bei der Stichprobenbildung konnte leider den Prinzipien der von Glaser und Strauss entwickelten theoretischen Samplebildung nicht Rechnung getragen werden, da auf Grund der organisatorischen Rahmenbedingungen in der Lehrforschung eine schrittweise zu erweiternde Integration von Datengewinn und -analyse nicht realisierbar war; vgl. Barney Glaser und Anselm Strauss, The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research, Chicago 1974 (zuerst 1967), S. 45-77.
- 6 Vgl. die Darstellung der Mutterschaftsdeprivation bei David Kirk, Shared Fate, London, New York 1964, S. 4.
- 7 Rolf Eckelpasch, Ist die Kernfamilie universal?, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 3, H. 4, 1974, S. 337.
- 8 Hartmann Tyrell, Die Familie als Urinstitution, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 30, 1978, H. 4, S. 621.
- 9 Vgl. den wissenschaftlichen Ansatz der Institutionenbildung bei Peter Berger und Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt/M. 1972, S. 65, 77 ff.
- 10 In der Sprache der Ethnomethodologen würde dieser Sachverhalt gekennzeichnet als „seen but unnoticed“, vgl. Harold Garfinkel, Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, Reinbek 1973, S. 193.
- 11 Hartmann Tyrell (1978), S. 639.
- 12 Es drängt sich hier die Parallele zu „Agnes“ auf, die in ihren „accounts“ die Entwicklung zur Frau als quasi zwangsläufig ausweist, vgl. Harold Garfinkel, Passing and the managed achievement of sex status in an „intersexed“ person, in: Harold Garfinkel, Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs/New Jersey 1967, S. 137, 120.
- 13 Vgl. Roland Eckert, Geschlechtsrollen im Wandel gesellschaftlicher Arbeitsteilung, in: R. Eckert (Hrsg.), Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979, S. 251.
- 14 Die These von der heutigen Familie als „Intimgruppe“, wie sie zum Beispiel von René König formuliert worden ist, findet hier quasi unter den Bedingungen einer sozialen Konstruktion Bestätigung; René König, Soziologie der Familie, in: R. König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 2, Stuttgart 1969, S. 237; vgl. auch Hartmann Tyrell, Familie und gesellschaftliche Differenzierung, in: Helge Pross (Hrsg.), Familie – wohin?, Reinbek 1979, S. 32 ff.

- 15 Die beiden Aufsätze von Alfred Schütz „Der Fremde“ und „Der Heimkehrer“ (in: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, Den Haag 1972, S. 53-84) boten einige Anregungen für die Analyse. Das vorliegende Fremdheitsproblem ist jedoch mit der Definition von Schütz explizit nicht erfaßt (S. 53). Es könnte in einer Verbindung beider Rollen gesehen werden: das Adoptivkind ist der Fremde, der nach Hause kommen soll, ohne das Zuhause erlebt zu haben.
- 16 Vgl. die Darstellung der Schutz- und Pflegereaktion gegenüber dem Kleinen und Hilfsbedürftigen bei Arnold Gehlen, Urmensch und Spätkultur, Bonn 1956, S. 50.
- 17 Vgl. Erving Goffman, Rahmen-Analyse, Frankfurt/M. 1977, z.B. S. 31.
- 18 Alfred Schütz und Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, Frankfurt/M. 1979, S. 25 ff.
- 19 Alfred Portmann, Zoologie und das neue Bild vom Menschen, Reinbek 1956; vgl. auch Portmann, Die Biologie und das neue Menschenbild, Bern 1942, S. 21 f.
- 20 Vgl. Erik H. Erikson, Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1965, S. 241 ff; vgl. auch ders., Identität und Lebenszyklus, Frankfurt/M. 1976, S. 57 ff.
- 21 Vgl. zum Beispiel die These von Lüscher, daß der „intime soziale Umgang“ auch für die Eltern zur Herstellung reziproker Beziehungen bedeutsam ist: Kurt Lüscher, Die Entwicklung der Rolle des Kindes, in: Klaus Hurrelmann (Hrsg.), Sozialisation und Lebenslauf, Reinbek 1976, S. 144.
- 22 Harvey Sacks, On the Analyzability of Stories by Children, in: John J. Gumperz and Dell Hymes (Hrsg.), Directions in Sociolinguistics, New York 1972, S. 332 ff.
- 23 Erving Goffman, (1977), S. 31.
- 24 Barney Glaser und Anselm Strauss, Interaktion mit Sterbenden (englisch: Awareness of Dying, 1965), Göttingen 1974, S. 16 f.
- 25 Erik H. Erikson, Lebensgeschichte und historischer Augenblick (englisch: Life History and the Historical Moment, 1975), Frankfurt/M. 1977, S. 17 f; vgl. auch die durch diese Arbeit angeregte Adoptionsforschung von Arthur D. Sorosky, Annette Baran and Reuben Pannor, The Adoption Triangle, Garden City/New York 1979.
- 26 Zum ungeklärten Verhältnis von Normalisierung und gesellschaftlicher Normenstruktur vgl. Richard Grathoff, Über Typik und Normalität im alltäglichen Milieu, in: Walter M. Sprondel und Richard Grathoff (Hrsg.), Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften, Stuttgart 1979, S. 95.